Zwei Menschen saßen einander gegenüber, starr und unbeweglich. Hielten sich krampfhaft an den Händen gefaßt und starrten sich in die schreckverzerrten Gesichter. Die Schlange kroch und ruhte und kroch wieder. Angstbebende Lippen hauchten Worte, beschrieben den Weg, den sie nahm.

Und dann, nach einer Ewigkeit, als beide schon alle Hoffnung aufgegeben hatten, glitt das Tier auf den Boden herab und kroch langsam, gemächlich über den Estrich der Veranda.

Andreas Hand faßte nach einer kostbaren Alabasterschale. Zersplitternd zertrümmerte sie den Kopf der Schlange.

Dann löste sich der Krampf der Glieder. Dore war aufgesprungen, taumelte und sank bewußtlos in die Arme ihres Mannes. Andreas ließ sie sanft in den Korbsessel gleiten, fiel in die Knie und begrub aufschluchzend sein Haupt in ihrem Schoß.

Allmählich faßten sie sich wieder. Der Schreck, der sie gebannt gehalten, wich von ihnen. Sie begriffen, daß sie gerettet waren ...

Im Hause entstand Lärm. Schritte wurden hörbar. Im Zimmer schlug die Uhr die vierte Stunde. Van Dehmen betrat groß und gewichtig die Veranda: „Nun, verehrter Freund, wofür haben Sie sich entschieden?"

„Ich verkaufe und fahre nach Europa zurück!" erwiderte Andreas van Midje und drückte die Hand seiner Frau.

Ein gefährlicher Mann.

Erzählung von Wl. Pawlosf. (Berecht. Uebersetzung aus dem Russischen von H. Liedtke).

„Von der Arbeiterbörse'), sagen Sie? Ich weiß wirklich nicht, Leute von der Börse mag ich nicht."

„Er hat persönliche Empfehlung von Pawel Nikolajewitsch, d. h. nicht in Händen, aber er beruft sich auf ihn. Man kann sich ja durch den Fernsprecher vergewissern."

„Wollen wir gleich tun."

„3/70/16. Pawel Nikolajewitsch? Verzeihen Sie die Störung", sagte Slimnitzki, „die Börse hat mir einen Rechnungsführer zugeschickt ... Einen Augenblick ... Genosse Antjukoff, wie heißt der Mann? Antropoff? ... Hören Sie, Pawel Nikolajewitsch? Antropoff. Er beruft sich auf Sie. Wir lassen uns sonst mit der Börse nicht ein, aber da Sie ... Ja? Gut, gut, alles in Ordnung, wir brauchen tüchtige Kräfte ..."

Die Sprechenden wurden getrennt.

„Befehlen Sie, ihn einzustellen?"

„Nun, was ist darüber noch zu reden? Ausgezeichneter Arbeiter, mit Pawel Nikolajewitsch befreundet ... Natürlich einstellen! Sonderling! Hat Empfehlung von Nikolajewitsch und schlägt sich auf der Börse herum ..."

So erhielt der Rechnungsführer Antropoff die Stelle. Der Hauptbuchhalter behandelte ihn höflich, mit besonderer Aufmerksamkeit, und wies ihm eine leichte Aufgabe zu: die Richtigstellung der Abrechnung für das Jahr 1926. Dann kümmerte er sich nicht weiter um ihn. Die Mitarbeiter begegneten Antropoff kühl, die Mitarbeiterinnen feindselig; sein Anzug war nicht berühmt, er trug armselige Halbschuhe aus Bast mit breiten Spitzen.

Die ersten Tage verliefen ruhig. Antropoff beobachtete und wurde beobachtet. Das Ergebnis der Beobachtung veranlaßte den dienstältesten Buchhalter Mitjuschkin, den Hauptbuchhalter aufzusuchen. „Es ist nicht gut, Iwan Petrowitsch, daß sie diesen — wie heißt er doch? — diesen neuen Buchhalter angenommen haben."

„Antropoff?"

Ganz recht. Er paßt nicht zu uns. Sitzt, wissen Sie, und ..."

„Empfehlung von Pawel Nikolajewitsch!"

„Von Pawel Nikolajewitsch? Dann freilich ..."

„Was haben Sie denn gegen ihn? Gegen Antropoff, meine ich?"

„Nichts Besonderes, unter anderem, daß er so eigenartig ist: sitzt und arbeitet!"

„Was Sie sagen!" äußerte der Hauptbuchhalter ungläubig.

„Tatsache! Belieben Sie einmal selbst hinzusehen: Er sitzt andauernd gebückt, schnellt die Kugeln auf dem Rechenbrett, schreibt, schnellt von neuem, schreibt wieder, und so den ganzen Tag ..."

„Unsinn, kommt Ihnen nur so vor. Er schreibt Liebesbriefe."

„Verzeihen Sie! Der und Liebesbriefe? Ein Mann in Bastschuhen?"

„Will nichts besagen. Und überhaupt ... Er kommt von Pawel Nikolajewitsch." Der Hauptbuchhalter stand bei Nennung dieses Namens ehrerbietig auf und breitete die Arme aus. Auch Mitjuschkin reckte die Arme, zuckte jedoch zugleich die Achseln und ging fort.

Drei Tage später scharten sich die männlichen und weiblichen Mitarbeiter in engem Kreise um Antropoffs Tisch, wiesen mit den Fingern auf den wundersamen Menschen und flüsterten sich erschreckt zu: „Seht Ihr? Er arbeitet!"

„Wahrhaftig, er arbeitet! Und Sie, Waretschka, wollten mir nicht glauben."

„Er verstellt sich."

„Schöne Verstellung. Da, wie er schuftet!"

Schon nach einigen Tagen pochte Antropoff an der Tür zum Zimmer des Hauptbuchhalters. Eingetreten, meldete er in achtungsvoller Haltung: „Ich habe meine Arbeit beendet. Was soll ich jetzt tun? Die Rechnung für das laufende Jahr in Angriff nehmen?"

„Wie verstehe ich das, beendet?" begehrte der Hauptbuchhalter auf. „Aus welchem Grunde? Habe ich Sie beauftragt, die Arbeit zu ‚beendigen'?"

„Ich nahm an, da sie mir einmal übertragen war ..."

„Nichts durften Sie annehmen!" brüllte der Hauptbuchhalter. Er mäßigte den Ton, als ihm Pawel Nikolajewitsch einfiel. „So geht es nicht, Genosse Antropoff. Sie hätten mich vorher unterrichten müssen. Wozu führt solche Selbständigkeit? Zur Anarchie."

Antropoff schwieg verwirrt.

„Ach, junger Mann, junger Mann! Nun, lassen wir's gut sein." Was soll man mit Ihnen anfangen? Nehmen Sie jetzt die Rechnung für 1927 vor! Tichon Jakowlewitsch wird Ihnen Anleitung geben."

Im Vortrage bei dem Leiter der Behörde gab der Hauptbuchhalter seinen Besorgnissen Ausdruck: „Entschuldigen Sie, er paßt nicht zu uns, dieser neue Bu[illegible]lter Antropoff. Er arbeitet, hat schon die Rechnung für 19[illegible] abgeschlossen. Wenn daraus nur kein Unheil entsteht, Sergei Pawlowitsch."

„Ach, nicht doch! Einbildung. Da ihn Pawel Nikolajewitsch selbst empfohlen hat ..."

„Ich weiß das. Indessen kann auch Pawel Nikolajewitsch von ihm getäuscht worden sein. Jawohl. Deshalb warne ich auf Grund meiner Dienstpflicht vor der Gefahr. Wie leicht kann es Unheil geben."

„Dummes Zeug, es wird schon gehen", wehrte der Chef ihn ab.

„Gut, wenn es geht, aber wenn es nicht geht? Uebrigens, wie Sie wollen."

Nach einer Woche stürzte der Hauptbuchhalter gegen alle Regeln des Anstands in das Zimmer des Chefs und rief ihm schon von der Schwelle aus zu: „Tun Sie, was Sie wollen, Sergei Pawlowitsch, aber ich kann nicht mehr mitmachen. Entweder entlassen Sie mich oder Antropoff. Ich will nicht die Verantwortung tragen."

„Was denn, immer noch die alte Geschichte?"

„Woher die ‚alte'? Er gibt selbst zu, daß er sich über die Arbeit ‚hergemacht' hat und schon dabei ist, die Rechnung für 1927 abzuschließen. Wie soll das werden? In vergangener Woche schloß er die Rechnung für 1926 ab, in dieser wird er mit 1927 fertig, in der nächsten schlägt er einen Menschen tot, dann wird er Spionage treiben, und ich soll dafür Rede stehen! Nein, lassen Sie meinetwegen mich gehen, Sergei Pawlowitsch, ich kann nicht mehr. Pawel Nikolajewitsch konnte schließlich auch nicht wissen ..."

Antropoffs Schicksal war entschieden. Als man ihm seine Entlassung „aus Gründen der Nationalisierung" eröffnete, wunderte er sich nicht einmal und gestand niedergeschlagen: „In zwei Monaten werde ich aus der sechsten Stelle entlassen. Ich versehe meinen Dienst ordentlich, arbeite mehr als alle anderen, und doch heißt es: ‚Mach' daß Du fortkommst!' ... Ich habe kein Glück."

Warburger Warte

Beilage zum Warburger Kreisblatt

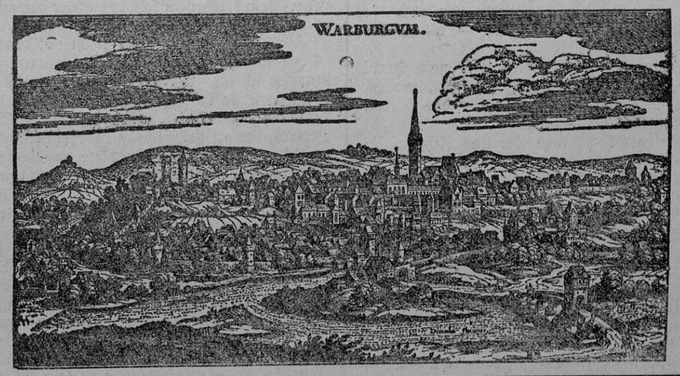
Erscheint zweimal wöchentlich

Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes

Geeignete Beiträge willkommen.

Nachdruck der Originalbeiträge verboten.

Schriftleiter: Paul Quick. Warburg.



Nr. 27 — 3. April 1929 — 4. Jahrgang

Vicky Van

Kriminalroman von E. Floquet-Grohs

Copyright by Marie Brügmann, München.

4. Fortsetzung

„Sie tat es nicht!" rief Mistreß Reeves, und begann zu weinen. „Sie wußte ja nicht, daß es Schuyler war! Sie kennt einen Herrn Schuyler nicht! Ich weiß das ganz genau, weil wir einmal Listen zusammenstellten für ein **Wohltätigkeitsunternehmen, und sie sagte, sie wolle nur Leute dazu einladen, die sie persönlich kenne.**"

„Wir müssen Herrn Steele so bald als möglich vernehmen", sagte Fenn erregt. „Breen, rufen Sie nochmals seine Wohnung an, und wenn er nicht zu Hause ist, gehen Sie hin und bleiben dort, bis er kommt. Jetzt brauchen wir jemand, der diesen Leichnam identifizieren könnte! Rufen Sie Schuylers Haus an — nein, gehen Sie lieber hin, Lowney! Mason, wollen Sie mitgehen?"

„Ja, natürlich! Vorwärts, Lowney!"

Der Polizeiinspektor gab Mistreß Reeves und mir die Erlaubnis, nach Hause zu gehen, und ich war froh darüber. Aber Mistreß Reeves erklärte mit Bestimmtheit, die Nacht über, das heißt den Rest derselben, in Miß van Allens Hause bleiben zu wollen.

„Es ist zu spät, daß ich allein fortgehe", sagte sie in ihrer ruhigen Weise. „Und überdies möchte ich lieber hier sein, im Fall Miß van Allen heimkommt. Ich bin ihre Freundin, und ich weiß, sie würde es gern sehen, wenn ich hier bliebe."

Schuylers Haushalt.

Was mich betrifft, so begann ich mich von dem Schlage zu erholen, den mir die Aufklärung über die Identität des Toten versetzt hatte. Obwohl ich Randolph Schuyler persönlich nicht kannte, wußte ich, daß er ein Freund und Klient meines Geschäftsteilhabers, Charles Bradbury, war, und deshalb fühlte ich plötzlich die moralische Verpflichtung, mich mit der Sache zu befassen.

Der Gedanke, daß Mister Schuylers Frau und Familie die erste Nachricht von der Tragödie durch die Polizei erhalten sollten, war mir äußerst peinlich.

Ich äußerte diese Ansicht gegen den Polizeiinspektor, und er stimmte mir zu.

„Gehen Sie auf jeden Fall mit! Wahrscheinlich wird man über Ihren Rat und Ihren Beistand froh sein."

Schuylers Haus war, wie man uns gesagt hatte, nur ein paar Hausnummern von der Ecke der Avenue entfernt.

Auf Masons Klingeln öffnete ein Mann mit scharfen Augen und undurchdringlichem Gesichtsausdruck.

„Was wünschen Sie?" fragte er, und blickte ruhig auf die Polizeileute.

„Wo ist Herr Schuyler!" fragte der Inspektor kurz angebunden.

„Er ist ausgegangen", sagte der Mann ziemlich respektvoll, aber augenscheinlich ohne Absicht, mitteilsam zu werden.

„Wohin?"

„Ich weiß es nicht! Er ging nach dem Speisen in seinen Klub, und ist noch nicht zurückgekommen!"

„Sind Sie sein Kammerdiener?"

„Ja. Ich warte auf ihn! Er sperrt sich immer selbst auf! Ich habe keine Ahnung, wann er zurückkommen wird."

„Ist seine Frau zu Hause?"

„Ja, Mistreß Schuyler ist zu Hause." Offensichtlich antwortete der Mann nur, weil er die Autorität der Fragesteller anerkannt hatte. Freiwillig hätte er keinerlei Auskünfte erteilt.

„Wer gehört sonst noch zur Familie? Kinder?"

„Nein, Herr Schuyler hat keine Kinder. Seine zwei Schwestern leben hier und Mistreß Schuyler, sonst niemand."

„Sind alle zu Bett?"

„Ja, mein Herr! Ist Mister Schuyler etwas zugestoßen?"

„Ja, Herr Schuyler ist tot."

„Tot?!" Die unerschütterliche Ruhe verflog und der Diener geriet in eine nervöse Erregung. „Was meinen Sie? Wo ist er? Soll ich zu ihm gehen?"

„Wir wollen hineingehen!" sagte Lowney, „denn bis jetzt haben wir draußen gestanden. Dann werden wir

Ihnen alles sagen. Ist jemand von den anderen Bediensteten in der Nähe?"

„Nein, mein Herr, sie schlafen alle!"

„Wie heißen Sie?"

„Cooper, mein Herr."

„Also, Cooper, rufen Sie den Hausverwalter, oder die Person, die die Oberaufsicht führt! Und — bitten Sie Mistreß Schuyler her!"

„Ich werde Jepson rufen, den Verwalter, mein Herr! Ich will Mistreß Schuylers Mädchen, Tibbetts, wecken, wenn sie hier ist, und auch Hester, welche die beiden Fräuleins Schuyler bedient. Soll ich?"

„Ja, machen Sie rasch! Schicken Sie uns Jepson, sobald Sie nur können!"

Wir standen alle in der Halle, einem großen, wohnlich eingerichteten Raum, an dessen einer Seite sich eine breite Treppe anschloß. Die Einrichtung war prächtig, aber von beinahe überladenem Geschmack, und ein wenig altmodisch. Es gab geschnitzte und gepolsterte Bänke, aber keinem von uns war es ums Sitzen zu tun. Die Spannung war zu groß.

Der Kammerdiener erschien wieder mit Jepson, einem typischen Hausverwalter, stattlich und von gewichtigem Aeußerem; aber die erschütternde Nachricht — Cooper hatte ihn offensichtlich Mitteilung gemacht — ließ ihn zum Menschen unter Menschen werden.

„Was ist vorgefallen?" fragte er ernst. „Der Herr tot? Schlaganfall?"

„Nein, Jepson, Herr Schuyler ist von jemand ermordet worden! Wir wissen nicht, wer es getan hat."

„Getötet! Gemordet! Mein Gott!" Der Hausverwalter sprach mit kräftiger, aber verhaltener Stimme, ohne Spur von Dramatik. „Wie wird Mistreß Schuyler diese Nachricht ertragen?"

„Wie sollen wir ihr dieselbe beibringen, Jepson?" Mason blickte fragend drein, denn der Hausverwalter war augenscheinlich ein Mann von Urteil und Verstand.

„Wir müssen zuerst ihr Mädchen und durch dieses Mistreß Schuyler wecken, dann erst die anderen Damen, Mister Schuylers Schwestern!"

„Ja, Jepson, veranlassen Sie das alles, so rasch Sie können!"

Aber das Warten schien endlos.

Schließlich kam der Verwalter zurück und bat uns hinauf in die Bibliothek, das nächstgelegene Zimmer im ersten Stockwerk. Hier machte eben ein Diener Feuer im Kamin, denn im Hause war es in den frühen Morgenstunden kalt geworden.

Zuerst kamen die beiden Schwestern. Es waren Damen, vielleicht ein paar Jahre älter als ihr Bruder, streng und pedantisch aussehend, mit vornehmen Gesichtszügen und von patrizierhaftem Wesen.

Aber sie gebärdeten sich fast hysterisch in ihrer Aufregung. Ein verstörtes Kammermädchen folgte ihnen mit dem Riechfläschchen. Häubchen und Wolltücher, welche die Damen einhüllten, zeigten, wie hastig sie sich angekleidet hatten.

„Was ist geschehen?" rief Miß Rhoda, die Jüngere. „Was ist Randolph zugestoßen?"

Ich stellte mich vor, und erzählte, so schonend, als ich nur konnte, was vorgefallen war, immer darauf bedacht, von der Wahrheit nicht abzuweichen.

„Kann nicht vielleicht ein Irrtum vorliegen?" sagte eine weiche Stimme hinter mir. „Wer sagt, daß dieser Mann mein Gatte ist?"

Ich wandte mich um und sah das bleiche Gesicht und die festverschlungenen Hände von Randolph Schuylers Witwe, die inzwischen eingetreten war und alles gehört hatte. Sie faßte sich mühsam und versuchte noch zu hoffen.

Ruth Schuyler war eine jener sanften, schutzbedürftigen Frauen, echt weiblich und hilflos bei unerwarteten Ereignissen. Ihre erschreckten und schmerzverdunkelten Augen blickten aus einem schmalen, blassen Gesicht; die bleichen Lippen bebten, und sie biß die Zähne zusammen, um mit Gewalt ihre Selbstbeherrschung zu bewahren.

Mistreß Schuyler sank in einen Stuhl. Mit dem Ausdruck erzwungener Ruhe griff sie krampfhaft nach den Armlehnen des Sessels, und sagte: „Ich hörte, wie Sie den Damen Schuyler erzählten, daß Randolph getötet worden sein soll. Ich frage Sie: Kann es nicht jemand anders sein? Warum sollte er unter einem fremden Namen in diesem Hause gewesen sein?"

Sie hatte also meinen Bericht vollständig mitangehört.

Ich war froh, daß sie alles vernommen hatte, denn so brauchte ich die gräßliche Erzählung nicht zu wiederholen.

„Der Tote ist noch nicht identifiziert worden, Mistreß Schuyler", sagte ich, „außer von einem Wachmann dieses Bezirks, der erklärte, ihn gut zu kennen."

Es war mir lieb, ihr diese geringe Aussicht auf die Möglichkeit eines Irrtums geben zu können, und sie ging eifrig darauf ein.

„Sie müssen Klarheit schaffen!" sagte sie, und blickte Inspektor Mason an.

„Ich fürchte, es ist kein Zweifel mehr möglich, gnädige Frau! Aber trotzdem werde ich sofort diesen Mann da, den Kammerdiener, hinübersenden. Wünschen Sie, daß sonst noch jemand aus dem Hause hier mitgeht?"

Mistreß Schuyler erschauerte. „Verlangen Sie nicht, daß ich mitgehe!" sagte sie mit Mitleid erregender Stimme. „Denn ich kann nicht glauben, daß es wirklich Mister Schuyler ist — und wenn er es sein sollte —"

„O nein, gnädige Frau. Ich meine, weder Sie, noch ein Mitglied der Familie sollte mitgehen!" Mason blickte zu den älteren Damen.

„Senden Sie Cooper und Jepson, diese beiden", sagte Mistreß Schuyler. „Oh, gehen Sie rasch — ich kann diese Ungewißheit nicht ertragen!" Sie wandte sich an mich, als die zwei Leute, die sich beim Eingange aufgehalten hatten, hereinkamen, um Masons Befehl entgegenzunehmen. „Ich danke Ihnen, Mister Calhoun. Es war wirklich sehr freundlich von Ihnen, zu kommen!"

Mistreß Schuyler trug ein Hauskleid von mattem Blau. Ihr aschblondes Haar war in Flechten um ihren Kopf gelegt.

„Wer ist Miß van Allen?" fragte sie immer wieder, unbefriedigt von den spärlichen Auskünften, die Lowney ihr geben konnte.

„Und sie wohnt hier in der Nähe? Gleich in der Seitengasse? Wer ist sie?"

„Ich glaube nicht, daß Sie jemals von ihr gehört haben", sagte ich zu ihr. „Miß van Allen ist eine liebenswürdige junge Dame, und, soviel ich weiß, vollkommen anständig und einwandfrei."

„Warum wollte sie denn, daß Randolph Schuyler sie besuchte?" stieß sie hervor. „Ist das anständig und einwandfrei?"

„Doch!" sagte ich, denn ich war Vicky Van treu ergeben. „Bedenken Sie, Mister Schuyler war ihr fremd bis zu diesem Abend!"

„Warum ist er denn hingegangen?"

„Steele brachte ihn mit, Norman Steele."

„Ich kenne keinen Mister Steele!"

Ich dachte bei mir, daß Randolph Schuyler viele Bekannte besessen haben mochte, von denen seine Frau nichts wußte, und ich beschloß, mit Bradbury zu sprechen, ehe ich mehr von Schuylers Angelegenheiten verriet.

Und dann begann Lowney geschickt Fragen zu stellen, anstatt solche zu beantworten. Er erkundigte sich nach Mister Schuylers Gewohnheiten, seinen Vergnügungen und gesellschaftlichen Beziehungen.

Alle drei Frauen gaben Antwort auf diese Fragen und ich erfuhr vieles.

Es wurde mir klar, daß Randolph Schuyler zu Hause ein anderer Mensch war als auswärts, und daß der Haushalt äußerst konservativ und steif in seinen Gewohnheiten geführt wurde.

Mistreß Schuyler war ungefähr seit sieben Jahren verheiratet und wohnte mit ihrem Gatten seit fünf Jahren in diesem Hause. Sie war viel jünger als ihr Gatte, und wie ich sehen konnte, hatte er sie in vollkommener Unkenntnis seines Bohemelebens gehalten. Sie gehörten zu jenen Leuten, die eine Loge in der Oper haben und nur an den ersten und vornehmsten Veranstaltungen der höchsten Gesellschaft teilnahmen. Nach dem ersten Schrecken fand Mistreß Schuyler ihr Gleichgewicht wieder, und obgleich von Zeit zu Zeit ein Schauer durch ihre schlanke Gestalt ging, betrug sie sich durchaus würdig und ernst.

Die beiden unverheirateten Damen wurden auch ruhiger; aber wir alle erwarteten nervös die Rückkehr des Verwalters.

Endlich kam er.

„Es ist der Herr, gnädige Frau", sagte er einfach zu seiner Gebieterin, als er das Zimmer betrat. „Er ist tot."

Der ehrerbietige Ernst seines Tones gab mir von neuem die Ueberzeugung von dem Werte dieses Mannes, und ich fühlte, daß die schwer betroffene Frau eine feste Stütze an diesem treuen Diener hatte.

„Ich ließ Cooper drüben, gnädige Frau", fuhr er fort. „Man wird Mister Schuyler heute nacht nicht nach Hause bringen. Vielleicht morgen früh. Und nun, gnädige Frau, wollen Sie sich nicht zur Ruhe begeben? Ich will diesen Herren zu Diensten stehen."

Es schien grausam, die drei Damen diese Nacht noch weiter zu quälen, und Lowney ließ sie deshalb gehen. Von ihren Dienerinnen begleitet, verließen sie das Zimmer.

„Nun, Jepson", begann Lowney, „sagen Sie uns alles, was Sie über Herrn Schuylers Gepflogenheiten wissen. Ich glaube, Sie kennen diese so gut wie der Kammerdiener. War Mister Schuyler als Gesellschaftsmensch anders als in seinem Privatleben?"

Jepson schaute beunruhigt drein. „Das zu sagen, kommt mir nicht zu, Herr!"

(Fortsetzung folgt)

Zwischen drei und vier.

Skizze von Alfred Eduard Frauenfeld-Wien.

Die Totenstille der Mittagsbetäubung lag über der Natur. Weder Tier noch Pflanze regte sich, gelähmt von der Glut der Tropensonne. Auf der schattigen Veranda seines Bungalow saß der junge Plantagenbesitzer seiner Gattin gegenüber. Ein leise surrender Ventilator hielt die Luft in kühlender Bewegung.

Andreas van Midje richtete sich in dem bequemen Korbstuhl auf und neigte sich über den Tisch: „Das Angebot van Dehmens ist überaus günstig", sagte er. „Schlage ich die Summe, die er mir für die Besitzung bietet, zu den Ersparnissen, die wir gemacht haben, so ist es ein kleines Vermögen, mit dem wir nach Europa zurück kehren könnten. Um vier Uhr will er sich Bescheid holen!"

Dore faßte mit einer bittenden Geste nach der Hand des Gatten ... Da schlug im Zimmer drinnen die Uhr die dritte Stunde nach Mittag. „In einer Stunde ist unsere Zukunft entschieden", sagte die Frau mit bebender Stimme und schlug die Augen nieder.

Andreas van Midje drückte die Hand seines jungen Weibes: „Ich weiß, Dore, daß es Dein sehnlichster Wunsch ist, in die Heimat zurück zu kehren. Aber es wird mir sehr schwer, mich von allen den Dingen hier zu trennen, die mir lieb und teuer sind. Bedenke, als ich vor zehn Jahren hierher kam, war alles Urwald und Dickicht. Ich habe es in Kulturland verwandelt. Straßen, Anlagen, Häuser — alles ist meine Schöpfung. Ich bin ein kleiner Herrscher auf meinem Grund und Boden und gebiete über Hunderte von Knechten. Ich kann nicht fort von hier ... nein ... nein ... ich ..."

Er brach ab. Frau Dore war plötzlich totenbleich geworden. Ihre Finger umkrampften seine Hand, die Nägel bohrten sich in die Haut. Sie saß wie zur Statue erstarrt, und ihre Lippen regten sich kaum, als sie nun hauchte: „Rege Dich nicht! Es wäre mein Tod. An meinem Bein kriecht eine Kobra empor! Vielleicht entfernt sie sich wieder, ohne mich zu beißen, wenn sie nicht erschreckt wird!"

Andreas verfärbte sich. Er zuckte zusammen, erfaßte sofort die Lage und saß still, ohne ein Glied zu rühren.

Dann begann er, selbst schreckensblaß, mit bebender Stimme seinem Weibe Mut zuzusprechen: „Dore, bleibe ruhig! Rege Dich nicht! Man darf die Schlange nicht reizen, dann ist sie ungefährlich. Du weißt doch, wie die alte Malaiin einmal stundenlang neben einer Kobra im Walde schlief ... Bleibe nur ruhig, und sie wird wieder weg kriechen."

„Nein, nein, sie geht nicht fort. Jetzt schlingt sie sich um die Wade, jetzt ist sie beim Knie ... Sie gleitet unter dem Kleide über das Bein empor."

Beide Ehegatten trugen der unerträglichen Hitze halber nur weiße Leinenkleider auf dem bloßen Körper. So konnte die Schlange ungehindert aufwärts dringen.

„Ah, ich ertrage es nicht. Der kühle, feuchte Schlangenleib auf meiner Haut ... ich halte es nicht aus!" Ihre Zähne schlugen aufeinander, und große Tränen quollen aus den weit aufgerissenen Augen, die starr in die Weite blickten. „Jetzt kriecht sie über den Schenkel. Jetzt ist sie bei meinem Leib. Ich kann nicht mehr ruhig sitzen, dieses schreckliche Gleiten ..."

„Dore, Dore, beherrsche Dich! Rege Dich nicht! ... Sonst ist es um Dich geschehen."

Ihre Hände, die in denen Andreas' ruhten, begannen heftig zu zittern: „Jetzt ist sie bei meiner Brust. Immer höher kriecht das schreckliche Tier." Abscheu und Ekel verzerrten ihr Gesicht. Sie atmete kaum. Ihr Mund stand offen, von ihrem Gesicht lief der Angstschweiß in großen Tropfen.

Leise, ohne sich zu regen, stammelte der Mann unzusammenhängende Worte, um das geliebte Weib zu beruhigen und zum Ausharren zu bewegen.

Da sprach sie wieder: „Jetzt ... jetzt ... sie kriecht zurück ... Nein, jetzt verharrt sie ruhig ... Oh, wenn sie nun regungslos verharrt, stundenlang! Nein, ich ertrage es nicht länger. Lieber sterben als das. Die Haut brennt, und die Muskel schmerzen."

„Ruhe, Dore, Ruhe, sei tapfer! Bald ist alles vorbei."

„Bald ist alles vorbei." Dores Muskeln, durch die starre Ruhelage von einem Krampf befallen, begannen heftig zu zittern. Sie ächzte leise und rang nach Atem.

Behutsam strich Andreas über ihren Arm. Tränen standen in seinen Augen, und ein Schluchzen würgte ihn. Der Muskelkrampf ließ nach. Dore wurde etwas ruhiger. Andreas atmete auf: „Dore, erinnerst Du Dich an das schöne Armband mit den Rubinen, das Dir so gut gefiel ... Morgen ... nein, heute noch will ich es Dir schenken."

Dore versuchte zu lächeln: „Das kannst Du mir dann in den Sarg legen, Andreas. Mir ist so schlecht. Ich kann nicht mehr aufrecht sitzen ... Ich ... ich. Ah ... jetzt regt sie sich wieder. Sie gleitet hinab ... rasch ... Jetzt ist sie am Knie ... Sie kriecht weg ..."

Andreas verfärbte sich: „Dem Himmel sei Dank, sie ist von Dir weg ... Sie ist auf mein Knie herüber gekrochen!"

Dore unterdrückte einen Schrei: „Oh, Allbarmherziger, hätte ich das geahnt! Ich hätte ..."

„Nein, nein", flüsterte er, „es ist gut so!"

Nun begann sie ihm Mut zuzusprechen. Selbst halb bewußtlos vor Erregung, starr wie ein Steinbild sitzend, beschwor sie ihn, sich nicht zu bewegen.

Im Hause ging eine Tür. Beide erbebten, von dem gleichen Gedanken durchzuckt. Ihr Herzschlag stockte. Wie, wenn jemand kam? Wenn ein Dienstbote oder gar das Kind ahnungslos die Veranda betrat ... dann war es um den Mann geschehen.

Er sprach wieder. Qualvolle Minuten verrannen, während das Reptil über den erstarrten Leib des Mannes kroch und er mit stockender Stimme, in abgerissenen Worten den Weg beschrieb, den es nahm. Die Muskeln schmerzten. Die Kleider klebten feucht auf der Haut. Die Zunge lag trocken und geschwollen im Munde.

Endlos lange währte die Zeit. Müßte es nicht schon Abend werden? Waren nicht schon viele, viele Stunden verstrichen? Saßen sie nicht schon seit Tagen hier? Oh, diese Zeit dauerte länger als ihr ganzes bisheriges Leben! Irgendwo im Hause schwatzte die Dienerschaft. Man hörte den Klang der Stimmen durch die dünnen Wände. Die Vögel im Käfig schrien. Im Zimmer tickte die Uhr. Vor der Veranda schlich ein Hund vorbei, mit hängendem Kopf und gesenkter Rute.